

Josef F. Justen

**Geschichten über Gott,
Engel und Menschen**

tiefsinnige Kurzgeschichten

– Band 2 –

*Kein Mensch kann
eine Geschichte erfinden.*

*Alles, was in Geschichten erzählt wird,
ist schon einmal irgendwo
– zumindest in sehr ähnlicher Weise –
in der Wirklichkeit passiert
oder aber es wird in der
Zukunft irgendwo geschehen.*

Josef F. Justen

Geschichten über Gott, Engel und Menschen

tiefsinnige Kurzgeschichten

– Band 2 –

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

© 2019 Justen, Josef F.

Titelfoto: »Mood« © Hagertal (Foto von pixabay)

Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 9783749471942

Inhaltsverzeichnis

Die merkwürdige Bettlerin	6
Das Kind, das sein Schicksal nicht leben durfte	9
Das Jahr 2184	18
Die absurde Beichte	36
Die mütterlichen Ratschläge	41
Die fatale Lüge	46
Der arme reiche »Herr Noncapisco«	48
Die verlogene Trauerrede	51
Die Waffenfirma und die andere Firma	56
Die etwas enttäuschten Engel	63
Der Kreislauf der guten Tat	67
Der Lehrer und der Bergmann	72
Die erfüllte Prophezeiung	79
Die göttlichen »Baumeister«	86
Wie ein kleiner Engel sich goldene Flügel verdiente	90
Anhang (Gedichte)	
Der Mensch und sein lieber Gott	96
Das Menschenwerk	97
Der Totenkult	99
Die Reise	101

Die *gelb* markierten Geschichten bzw. Gedichte
sind in der Leseprobe *komplett* enthalten.

Von den *grün* markierten Geschichten ist
in der Leseprobe jeweils *der Anfang* enthalten.

Die merkwürdige Bettlerin

Andrea war an diesem Tage, der sich noch als äußerst denkwürdig erweisen sollte, spät dran. Sie musste etwas länger arbeiten als üblich.

Eilig räumte sie notdürftig ihren Schreibtisch auf und schaltete ihren Computer aus. Dann machte sie sich etwas schneller als sonst auf den Weg zum Bahnhof, wo sie noch den letzten Bahnbus erreichen musste, der sie in ihr acht Kilometer entferntes Heimatstädtchen bringen sollte.

Als sie endlich etwas außer Puste am Bahnhof angekommen war, sah sie auf der Treppe zur Eingangshalle eine alte Frau sitzen. Obwohl die Zeit schon sehr drängte, zog sie der Anblick der alten Frau in ihren Bann.

Die Alte war mit einem schäbigen Umhang bekleidet, der für die Jahreszeit viel zu warm war. Auf dem Kopf trug sie einen abgenutzten, völlig altmodischen Hut. Ihre rechte Hand streckte sie leicht nach oben geöffnet aus.

Andrea erkannte, dass die Frau offensichtlich um eine milde Gabe bat. Die anderen Passanten gingen an der Alten vorbei, als ob sie diese gar nicht bemerkt hätten. Obwohl Andrea in rechter Zeitnot war, brachte sie es nicht übers Herz, einfach an ihr vorüberzugehen. Sie schaute hektisch zur Bahnhofsuhr und kramte nach etwas Kleingeld in ihrer Geldbörse.

»Es ist noch zu früh für dich!«, sagte die Alte mit leiser und freundlicher Stimme. Andrea schaute etwas

verwundert und dachte: »Woher will die wissen, welchen Bus ich nehmen möchte?« Dann legte sie ein paar Münzen in die Hand der Bettlerin und verabschiedete sich freundlich.

Als sie eiligst in Richtung Bahnsteig zu rennen begann, sah sie schon von weitem, dass der Bus losfuhr. Andrea war natürlich recht verärgert. Schließlich blieb ihr jetzt nichts anderes übrig, als den langen Weg zu Fuß zu gehen.

Als sie wenige Augenblicke später den Bahnhof wieder verließ, fiel ihr auf, dass die alte Frau nicht mehr dort saß. Andrea war ziemlich verdutzt. »Die kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben«, dachte sie. Ihre Verwunderung steigerte sich noch, als sie die Münzen, die sie ihr in die Hand gedrückt hatte, auf dem Boden liegen sah. »War ihr das nicht genug?«, fragte sie sich und hob die Münzen wieder auf.

Ohne noch lange über dieses seltsame Erlebnis nachzusinnen, machte sie sich auf den langen Heimweg. Zum Glück kannte sie einige Abkürzungen und Schleichwege, so dass sie nicht den langen Weg nehmen musste, den der Bus fuhr.

So waren es vielleicht nur gut sechs Kilometer, die sie zu bewältigen hatte. Unterwegs musste sie dann doch wieder an die merkwürdige Bettlerin denken. Je länger sie darüber nachsann, desto mehr fiel ihr auf, dass die Alte eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrer vor Jahren verstorbenen Großmutter, zu der sie stets ein sehr inniges Verhältnis gepflegt hatte, aufwies.

Am nächsten Tag erfuhr Andrea aus der Zeitung, dass der Bus, den sie am Vorabend verpasst hatte, einen schweren Unfall hatte.

Vermutlich durch eine Unachtsamkeit des Fahrers war er von der Fahrbahn abgekommen und eine Böschung hinuntergestürzt.

Elf der Fahrgäste erlitten lebensgefährliche Verletzungen, an denen fünf wenige Tage später starben!

Das Kind, das sein Schicksal nicht leben durfte

Eine Menschenseele stand unweit des Himmelstores und schaute auf die Erde herab. Die Seele wusste, dass es bald wieder an der Zeit sein wird, als Menschenkind auf der Erde geboren zu werden.

In der langen Zeit, die sie in den himmlischen Gefilden verbracht hatte, ist ihr vieles von dem, was sie im letzten Erdenleben an nützlichen und weniger nützlichen Taten vollbracht hatte, klar vors Seelenaugen getreten.

Ihr Engel trat an die Seele heran und sprach: »Jetzt wird es nicht mehr lange dauern, bis du wieder auf die Erde geschickt wirst.«

Die Seele hüpfte voller Vorfreude. Der Engel sagte: »Es ist schön, dass du dich freust, wieder als Menschenkind geboren zu werden. Aber dein nächstes Leben wird nicht ganz einfach werden.«

»Das ist mir ganz egal!«, entgegnete die Seele. »Hauptsache ich kann wieder auf die Erde, um mich weiterzuentwickeln.«

Der Engel fuhr fort: »Es ist gut, dass du das so siehst! Aber dein neues Erdenleben wird wirklich sehr, sehr hart werden. Um einen wirklich großen Schritt in deiner Entwicklung machen zu können, musst du ein Leben führen, das dich in vielerlei Hinsicht stark einschränken, das dir etwas sehr Schweres auferlegen wird.«

»Was habe ich zu tun?«, fragte die Seele neugierig und voller Tatendrang.

»Nun, du musst ganz radikale Erfahrungen machen. Du musst mit einer schweren Behinderung zur Welt kommen. In einem solchen Leben wirst du vieles erfahren und lernen, was du bisher noch nicht kennengelernt hast und was dein Erdenleben sehr beeinträchtigen wird«, sprach der Engel ein wenig mitleidig.

»Was sind das für Beeinträchtigungen?«, wollte die Seele wissen. »Nun, du wirst in der Schule nicht gut vorankommen. Vielleicht kannst du auch gar nicht zur Schule gehen. Einen Beruf wirst du wohl auch nicht ausüben können. Dann musst du gewiss häufig mitleidige Blicke oder gar Spott deiner Mitmenschen ertragen. Und du wirst dein ganzes Leben lang auf die Hilfe anderer angewiesen sein. Aber ein solches Leben ist für dich eine Notwendigkeit, um dich höher entwickeln zu können«, antwortete der Engel.

»Das ist doch alles nicht schlimm! Das ist doch der Sinn unserer gesamten Existenz, dass wir Menschenseelen uns weiterentwickeln«, platzte es aus der Menschenseele heraus.

»Also gut!«, sagte der Engel. »Dann komme einmal ganz nah ans Himmelstor und schaue auf die Erdenmenschen herunter! Vielleicht sehen wir ein Menschenpaar, das für dich als Eltern in Frage kommen könnte.«

Die Menschenseele schaute voller Neugier und ganz aufgeregt auf etliche Paare. Doch schon erstaunlich schnell schien sie ihre Entscheidung getroffen zu haben. »Die beiden da unten, die gerade daheim beim

Abendessen sitzen, die sollen meine Eltern werden! Schicke mich bitte sofort zu ihnen!«

Der Engel zögerte ein Weilchen und meinte dann: »Ich glaube, das könnte schwierig werden! Ich bin mir nicht ganz sicher, ob die beiden wirklich für deine große Mission die richtigen Eltern sind.«

»Ach bitte!«, flehte die Menschenseele, die jetzt schon eine tiefe Liebe zu der als Mutter erkorenen Frau empfand und fuhr fort: »Genau die beiden möchte ich als meine Eltern! Bitte, lieber Engel, erfülle mir diesen Wunsch!«

Der Engel blieb eine ganze Weile still. Er zweifelte daran, dass die gewählten Menschen für das Vorhaben geeignet seien. Er beriet sich noch kurz mit einem Engel höherer Ordnung. Der Engel zögerte immer noch. Doch dann sprach er: »Nun gut, geliebte Seele, so soll es denn geschehen!«

Er nahm seinen Schützling noch einmal behutsam und liebevoll in seine Flügelarme und entließ ihn auf die Erde.

Die von der Seele als neue Eltern erwählten Menschen waren Werner und Karin Prigge. Das Ehepaar wünschte sich schon seit ein paar Jahren nichts sehnlicher als ein Kind. Herr Prigge wollte unbedingt einen Sohn, der später einmal die Leitung seiner Firma von ihm übernehmen könnte.

Die beiden hatten die Hoffnung, Eltern zu werden, fast schon ein wenig aufgegeben, als Frau Prigge plötzlich das Gefühl hatte, schwanger zu sein. Sie eilte zur Apotheke und besorgte sich einen Schwan-

gerschaftstest, den sie noch am gleichen Tage machte. Das Ergebnis war eindeutig: Frau Prigge war schwanger. Die Freude des Paares war riesengroß. Sie konnten ihr Glück kaum fassen.

Mittlerweile war Frau Prigge schon in der zehnten Schwangerschaftswoche. Die Seele fühlte sich im Leib ihrer Mutter pudelwohl und konnte ihre Geburt kaum erwarten. Bei einer Vorsorgeuntersuchung sagte der Arzt Frau Prigge, dass sie einen Jungen bekommen werde. Das beglückte insbesondere Herrn Prigge, der sich ja so sehr einen Sohn wünschte.

Immer wieder malten sich die angehenden Eltern aus, wie schön es wohl sein würde, ein Kind haben und aufwachsen sehen zu dürfen. Schon recht bald richteten sie für ihr Kind ein Zimmer ein, in dem es an nichts fehlte.

Eines Abends meinte Herr Prigge zu seiner Frau: »Du Liebling, irgendwie habe ich Angst, dass unser Kind krank oder mit einer Behinderung zur Welt kommen könnte. Vielleicht solltest du noch einmal deinen Arzt aufsuchen und von meiner Sorge berichten. Es gibt doch heute schon so viele Möglichkeiten, das im Vorfeld zu diagnostizieren.«

Frau Prigge konnte diese Befürchtung eigentlich nicht so ganz teilen, befolgte aber dann doch den Rat ihres Mannes.

Nachdem sie ihrem Arzt von ihrer Besorgnis, die ja im Grunde nur eine Besorgnis ihres Mannes war, be-

richtet hatte, sprach er: »Ja, es gibt heute in der Tat Methoden, um herausfinden zu können, ob ein Kind mit einer Krankheit oder mit einer Behinderung zur Welt kommen wird. Diese Verfahren sind sehr zuverlässig.«

So entschloss man sich zu einer pränatalen Diagnostik.

Das Ergebnis, dass der Arzt den Eheleuten Prigge kurze Zeit später mitteilte, war niederschmetternd: Bei dem Embryo wurde ein genetischer Defekt, eine Chromosomenstörung festgestellt. Der Arzt meinte: »Ihr Ungeborenes hat einen schweren Gendefekt. Es tut mir sehr leid! Es ist Ihre Entscheidung, ob sie das Kind zur Welt bringen wollen!«

Das Ehepaar war entsetzt und todtraurig. Sie konnten es einfach nicht fassen, dass ausgerechnet sie so viel Pech hatten. Ein paar Tage waren sie wie paralyisiert. Auch die kleine Seele merkte, dass irgendetwas nicht stimmte.

Eines Abends, als die beiden in der Stube beieinander saßen, versuchten sie, ihre Gedanken und Gefühle zu ordnen und in Worte zu fassen.

Herr Prigge begann: »Es ist für mich immer noch wie ein Alptraum. Ich kann es nicht verstehen, dass ausgerechnet unser Kind nicht gesund sein soll! Keiner von uns, unseren Eltern und Geschwistern hat so einen Gendefekt! Warum trifft es ausgerechnet unser Kind? Es gibt so viele Paare, die kerngesunde Kinder bekommen haben und sich anschließend gar nicht um

sie kümmern. Wir könnten einem Kind alles bieten.« Frau Prigge entgegnete: »Ja, es ist ganz furchtbar. Ich kann es auch nicht verstehen. Aber wir können doch auch ein behindertes Kind lieb haben und alles für es tun!«

Ihr Mann schwieg eine Weile. »Das ist sicher richtig, aber es sagt sich auch sehr leicht! Weißt du eigentlich, was dieser genetische Defekt bedeutet?«, sagte er dann. »Ja, ich glaube schon«, meinte sie. Herr Prigge fuhr fort: »In den ersten Jahren mag das alles noch gar nicht einmal so dramatisch sein. Aber das Kind wird ja auch älter. Es wird wohl nie eine normale Schule besuchen können. Es wird nie ein eigenständiges Leben führen können. Und ich hätte, wie du weißt, so gerne einen Sohn gehabt, der später einmal die Leitung meiner Firma übernehmen könnte.«

Dann schwieg er eine Weile, um schließlich fortzufahren: »Du darfst es auf gar keinen Fall zur Welt bringen!«

Seine Frau war schockiert. »Wie könnte ich ein Kind abtreiben lassen, das ich schon seit Wochen unter meinem Herzen trage und bereits sehr lieb gewonnen habe«, dachte sie und verließ wortlos die Stube.

An den folgenden Tagen musste sie sehr häufig an das Gespräch mit ihrem Mann denken. »Vielleicht hat er ja doch nicht ganz unrecht. Aber ich könnte eine Abtreibung niemals mit meinem Gewissen vereinbaren«, dachte sie manchmal.

Dann beschloss sie, sich noch von einigen anderen Menschen Rat zu holen.

Schon am folgenden Tag suchte sie den Pfarrer auf und berichtete ihm von ihrem Gewissenskonflikt. Der Pfarrer sprach: »Liebe Frau Prigge, wie Sie wissen, liebt Gott natürlich auch ein behindertes Kind. Nur Er allein weiß, warum gerade Ihrem Kind ein solches Schicksal bevorsteht. Ob Sie das Kind behalten wollen, ist ausschließlich Ihre Entscheidung. Gott wird es verstehen, egal wie Sie sich entscheiden.« Frau Prigges Hoffnung, dass der Pfarrer ihr eindeutig zureden würde, das Kind auszutragen, wurde jäh zerstört.

Ein Paar Tage später traf sie sich mit ihrer besten Freundin, deren Meinung ihr immer sehr wichtig war.

Nachdem sie ihr alles erzählt hatte, nahm ihre Freundin sie in den Arm und sagte: »Ach Karin, das ist ja alles ganz furchtbar! Das tut mir so leid für dich! – Willst du denn das Kind bekommen?« Frau Prigge antwortete zögerlich: »Eigentlich war ich mir sehr sicher, dass ich es bekommen möchte, aber mittlerweile wachsen meine Bedenken mehr und mehr.«

Die Freundin entgegnete: »Ja Karin, überlege dir das gut! Eine meiner Arbeitskolleginnen hat vor vielen Jahren ein Kind zur Welt gebracht, das wohl den gleichen Gendefekt hatte. Ich weiß wie viele Einschränkungen und Probleme das für die ganze Familie nach sich gezogen hat. Das Kind kam später in ein Pflegeheim. Die Kosten, für die die Eltern zumindest teilweise aufkommen mussten, waren gigantisch. Dieses Schicksal hat letztlich die ganze Familie zerstört.«

Frau Prigge war nun schon sehr nahe dran, ihre Meinung, das Kind austragen zu wollen, zu ändern.

Sie vereinbarte noch einen Termin bei ihrem Arzt, dessen Einschätzung sie auch hören wollte.

Ohne sich groß mit der Vorrede aufzuhalten, sagte ihr Arzt: »Vermutlich wissen Sie ja schon, was dieser Gendefekt bedeutet. Ihr Kind wird mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nie ein selbstbestimmtes Leben führen können. Es wird aller Voraussicht nach lebenslang ein Pflegefall sein und früher oder später in einem Heim untergebracht werden müssen. Bei dieser genetischen Störung kommt noch erschwerend hinzu, dass Ihr Kind möglicherweise einen schweren Herzfehler und die eine oder andere Fehlbildung aufweisen wird. Auch wird sein Immunsystem so geschwächt sein, dass es zu permanenten Infektionen kommen dürfte. Das ist doch kein Leben, weder für Ihr Kind noch für Sie. Also ganz ehrlich, Frau Prigge, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich das Kind wegmachen lassen!«

Tieftraurig und hemmungslos weinend verließ Frau Prigge die Praxis.

Aber die Entscheidung, die sie sich wirklich nicht leicht gemacht hatte, war gefallen: Sehr zur Zufriedenheit ihres Mannes ließ sie ein paar Tage später die Abtreibung in einer Klinik durchführen.

Ganz traurig und unter Schmerzen löste sich die Seele ihres Kindes aus der mütterlichen Organisation.

Wieder in der Himmelswelt angekommen wurde sie von ihrem Engel, der schon auf sie am Himmelstor gewartet hatte, auf das Herzlichste in Empfang genommen.

Der Engel nahm seinen Schützling in seine Flügelarme und sprach: »Meine geliebte Menschenseele, sei nicht traurig! Leider wurde meine Befürchtung bestätigt, dass die von dir gewählten Eltern kein behindertes Kind haben wollten. Aber irgendwie hatte ich die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, so dass ich mich letztlich deinem Wunsch gebeugt habe.«

»Jetzt war alles umsonst!«, schluchzte die Seele, die immer noch ganz enttäuscht und tieftraurig war.

»Nicht ganz!«, korrigierte der Engel. »Es ist richtig, dass du dein vorbestimmtes Leben, das für dich sehr wichtig gewesen wäre, nicht leben konntest. Das musst du später in einer ähnlichen Form nachholen. Aber die eigentlich ungeplanten Erfahrungen, die du einige Monate lang im Mutterleib machen konntest und insbesondere diese brutale Abtreibung waren auch nicht vergeblich. Auch sie werden dich weiterbringen.«

Das tröstete die Menschenseele ein wenig, deren Tränen langsam trockneten.

Frau Prigge fiel nach der Abtreibung in eine monatelange tiefe Depression. Sie machte sich große Vorwürfe, dass sie den Meinungen anderer Leute gefolgt war, statt auf ihr eigenes Gewissen zu hören.

Frau Prigge wurde nie wieder schwanger. Fünf Jahre später wurde ihre Ehe geschieden.

Das Jahr 2184

Im Jahre 2184 kam es zu einem der größten Wendepunkte, die es in der Geschichte der Menschheit jemals gegeben hat.

Wir befinden uns heute im Jahre 2199. Und es soll geschildert werden, wie es zu diesem überaus denkwürdigen Jahr 2184, über das heute und vermutlich auch noch in 100 Jahren viel gesprochen werden wird, kommen konnte und was dort eigentlich geschah.

Nie zuvor war die Schere zwischen Arm und Reich in der Welt so groß wie um die Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert, also vor rund 200 Jahren. Auf der Sonnenseite standen die mächtigen Industrienationen, die rechtzeitig auf den Zug der Computer-Technologie, namentlich der Künstlichen Intelligenz, kurz KI genannt, aufgesprungen waren, allen voran die USA, Kanada, Europa, Russland, China und Japan. Der Rest der Welt stand auf der Schattenseite und musste Tag für Tag mehr denn je ums nackte Überleben kämpfen. Schon Ende des 20. Jahrhunderts versprachen die Politiker, alles daran zu setzen, diesen Missstand zu beheben. Sie dachten dabei aber vorwiegend an die Überwindung der sozialen Unterschiede in ihrem eigenen Land. Das gelang dann auch in den nächsten rund 100 Jahren. In den reichen Ländern gab es schon deutlich vor 2184 keine Armut mehr.

Bereits zu Beginn des Digitalisierungszeitalters, Anfang des 21. Jahrhunderts, war die Technologie recht

weit fortgeschritten. Fast jeder Mensch hatte ein Smartphone sowie den einen oder anderen KI-basierten Schnickschnack. Schon in dieser grauen Vergangenheit kommunizierten die Menschen beruflich wie privat sehr viel online via Mails, Chats und Skype.

Auf ihren Smartphones hatten sie unzählige Apps, einige nützliche und sinnvolle, viele weniger sinnvolle, etliche unsinnige und unnötige. Sie fühlten sich dadurch frei, merkten aber nicht, dass die permanente Nutzung der Apps sie ganz im Gegenteil unfrei und abhängig, ja geradezu süchtig machte. Nicht nur viele Kinder und Jugendliche, sondern durchaus auch Erwachsene befassten sich mehr mit ihren elektronischen als mit ihren menschlichen Freunden.

Damals wurden die Weichen gestellt, dass es dann später im 22. Jahrhundert zu den unfassbaren Auswüchsen kommen konnte. Einige weitsichtige Menschen hatten bereits vor knapp 200 Jahren die alarmierenden Anzeichen richtig erkannt, aber ihre Stimme wurde nicht gehört. Wie die Situation dann später eskalieren sollte, hätten sich allerdings selbst die größten Visionäre und Verschwörungstheoretiker nicht ausmalen können.

Schon damals hatten die Global Players der Szene wie etwa Amazon, Google, Apple und Microsoft – um nur einige zu nennen – eine gewaltige Macht. Diese wuchs dann im Jahre 2043 ins Unermessliche, als einer von diesen die übrigen schluckte und seitdem als gigantischer Weltkonzern »KI-first« firmier-

te. Immer wieder hatten Politiker aller Staaten und aller Parteien vor einer solchen Monopolstellung gewarnt. Aber verhindern konnten sie diese nicht.

Das Unternehmen KI-first hatte schon bald eine unvorstellbare Macht, der sich keiner entziehen konnte. Sämtliche Universitäten, Kliniken und Bildungseinrichtungen wurden in den 2050er Jahren unter die Hoheit dieses Unternehmens gestellt. Alle Wissenschaftler, Mediziner und Lehrer forschten, untersuchten, heilten und lehrten seitdem nach dessen Richtlinien und Vorgaben. Aber die meisten bemerkten das gar nicht so richtig; sie hielten sich und ihre Arbeit nach wie vor für unabhängig.

Natürlich gab es noch Regierungen in den einzelnen Ländern, die durchaus das eine oder andere Gesetz beschließen konnten, aber letztlich waren sie von KI-first abhängig. Im Grunde war es das Unternehmen KI-first, das die Welt regierte und beherrschte. Alle technischen Innovationen kamen ausschließlich von diesem Konzern, und ein Staat kam fast nicht drum herum, diese zu nutzen, selbst wenn manche Politiker sie nicht immer für erstrebenswert gehalten haben sollten.

Im Grunde genommen waren die Politiker nur noch Marionetten in den Händen von KI-first, was allerdings kaum einem so richtig bewusst wurde. Vielleicht wollten sie es auch nur nicht wahrhaben.

Nachdem schon seit längerer Zeit Industrie-Roboter im Einsatz waren, wurde in den 2060er Jahren eine

Generation von Robotern serienreif, die für die Privatnutzung gedacht war. Schon bald gab es in jedem Haushalt einen solchen elektronischen Dienstknecht. Diese schauten anfangs noch wie Stahlmonster aus und bewegten sich recht staksig.

Diese Dienst- oder Hausroboter nahmen den Menschen, wenn sie das wünschten, viele lästige Haus- und Gartenarbeiten ab, sie übernahmen die Einkäufe und vieles mehr. Wenn man ihnen beispielsweise befahl: »Bringe mir zwei Flaschen Bier aus dem Kühlschrank!«, so öffneten sie den Kühlschrank, holten die zwei Flaschen heraus und brachten sie dahin, wo der Befehlsgeber gerade saß. Auf Wunsch öffneten sie auch die Flaschen und schenkten das Bier in Gläser.

Wenn man etwas aus einem Geschäft benötigte – etwa Lebensmittel – gab man wieder eine entsprechende Anweisung und nannte das, was man wünschte. Hierbei konnte man noch Prioritäten vorgeben, nach denen das Geschäft ausgewählt werden konnte, etwa »geringster Preis« oder »schnellstmögliche Lieferung«. Der Dienstoroter gab die Anweisungen an einen Zentralrechner weiter, der das richtige Geschäft aussuchte und einem der dortigen Roboter befahl, die gewünschten Waren einzuholen. Diese wurden dann unverzüglich mit einer Drohne zur Haustür des Bestellers geliefert und von dem Hausroboter in Empfang genommen, der sie dann – je nach Art des Artikels – in den Kühlschrank, in den Eisschrank oder in die Speisekammer einräumte.

Es gab in dieser Zeit kaum noch Autos, die man selbst fahren konnte bzw. musste. Fast jeder hatte mittlerweile eines der neuen autonomen Autos, die selbständig ihren Besitzer von a nach b beförderten. In der Luft schwirrten Tausende von Drohnen und Flugtaxi, welche insbesondere die Tätigkeiten übernahmen, die früher von Postboten oder Mitarbeitern eines Paket- oder Lieferdienstes ausgeführt wurden.

Natürlich hatte kaum noch jemand die alten Smartphones, die man mit sich rumtragen musste und schon einmal verlegen oder verlieren konnte. Den Prozessorchip konnte man sich jetzt in die Hand oder in den Unterarm einpflanzen lassen. Lautsprecher wurden in die Ohren implantiert. Eine Tastatur wurde nicht mehr benötigt; alles funktionierte über Sprachsteuerung. Das, was früher auf dem kleinen Display der Smartphones angezeigt wurde, konnte man jetzt auf beliebige Flächen in beliebiger Größe projizieren lassen. Man nannte diese Technologie »Super-Smartys«.

Spätestens seit den 2090er Jahren griff KI-first dann auch ganz erheblich in die Privatsphäre der Menschen ein.

So wurden alle verpflichtet, sich und ihren Kindern einen »Personal-Chip« mit einer gigantischen, schier unbegrenzten Speicherkapazität implantieren zu lassen. Auf diesem Chip waren alle, wirklich alle denkbaren Informationen zu diesem Menschen gespeichert. Diese Daten wurden permanent von zentralen Rechnersystemen funkgesteuert aktualisiert. Die Be-

rechtigung, diese Daten auszulesen, hatten neben KI-first noch die staatlichen Organe der einzelnen Länder. So konnten diese Stellen jederzeit sämtliche Daten eines beliebigen Menschen abrufen und auswerten. Die Menschen wurden mehr und mehr zu einer anonymen, manipulierbaren Masse.

Jeder Mensch konnte sich auf Wunsch eine Minikamera in die Augenlinse einpflanzen lassen, mit der er insbesondere einen bestimmten, weniger heiklen Teil der Chips eines anderen auslesen konnte. Wenn also ein Mensch zum Beispiel auf der Straße einen anderen traf, so wurde ihm sofort mitgeteilt, um wen es sich handelte, wie er hieß, woher man ihn kannte, usw. Jeder stand dem anderen wie ein offenes Buch gegenüber. So musste sich keiner die Mühe machen, sich solche Informationen in seinem natürlichen Gedächtnis zu merken.

Erstaunlicherweise waren die Menschen mit diesen Maßnahmen nicht nur einverstanden, sie begrüßten diese sogar außerordentlich. Man war stolz darauf, sich solche technischen Wunderwerke leisten zu können und lobte den technologischen Fortschritt in den höchsten Tönen.

Bereits zu Beginn des 22. Jahrhunderts hatten sich die meisten eine Minikamera einpflanzen lassen.

Und der Teufel klopfte sich vor Begeisterung auf die Schenkel und dachte:

*»Das läuft jetzt langsam gut –
mit der verdammt Menschenbrut!«*

Die Fortsetzung dieser sowie die folgenden 4 Geschichten sind in der Leseprobe nicht enthalten.

Die verlogene Trauerrede

Konrad Heinzmann leitete seit Jahrzehnten eine Kleiderfabrik im Westfälischen. Er war nicht gerade das, was man einen guten, fürsorglichen und sympathischen Menschen nennen könnte.

Er war ein sehr strenger Chef, ein Patriarch alter Schule. Vorschläge und Ideen seiner Mitarbeiter, die nicht mit den seinigen übereinstimmten, wies er stets schroff ab. Er zahlte seinen Angestellten gerade einmal den Mindestlohn. Nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, einen Mitarbeiter zu loben, selbst wenn dieser ganz hervorragende Leistungen erbracht hatte. Auch hatte Herr Heinzmann nie Skrupel, einen seiner Angestellten auf die Straße zu setzen, wenn er seinen Erwartungen nicht ganz entsprach. Da scherte es ihn auch nicht, wenn dieser Frau und Kinder zu versorgen hatte.

Auch als Ehemann und Vater taugte er nicht als Vorbild. Seine Frau konnte ihm nie etwas recht machen. Immer wieder fand er einen Anlass, um an ihr rumzunörgeln. Seine zwei Söhne bekamen ihn selten zu Gesicht. Er glaubte wichtigeres zu tun zu haben, als sich um sie zu kümmern. Wenn er dann doch einmal mit ihnen zusammen war, so hatte er selten etwas besseres zu tun, als sie zu tadeln oder gar zu beschimpfen.

Obwohl er nicht gerade ein tiefgläubiger Mensch war, besuchte er doch recht häufig den Gottesdienst in der

Kirche seiner Heimatstadt. Er wollte nach außen als ordentlicher und anständiger Mensch gelten. Dem Pfarrer übergab er des Öfteren kleine und durchaus auch einmal größere Geldspenden, um sich bei ihm ins rechte Licht zu setzen. Auch glaubte er wohl, sich dadurch vielleicht sein Seelenheil erkaufen zu können.

Im Alter von 62 Jahren wurde Herr Heinzmann schwer krank. Sein Arzt konnte ihm keine Hoffnung machen, dass er mit einer Genesung rechnen könnte. Er musste seine Position in der Fabrik seinem Stellvertreter übertragen.

Schon bald konnte Herr Heinzmann sein Krankenzimmer nicht mehr verlassen.

Er hatte jetzt viel Zeit, über sich und sein Leben nachzudenken. Je mehr Tage und Wochen verstrichen, desto klarer wurde ihm, dass er eigentlich ein recht widerlicher und unausstehlicher Kerl war. Er bereute sein zum Teil höchst abscheuliches Verhalten zutiefst. Aber er sah jetzt keine Möglichkeit mehr, etwas zu ändern, etwas gutzumachen. Dazu waren seine Lebenskräfte viel zu schwach.

Knapp zwei Jahre später starb Herr Heinzmann. Zu Lebzeiten hatte er durchaus daran geglaubt, dass es ein Leben nach dem Tod gebe, wenngleich er sich da keine großen Gedanken darüber gemacht hatte. Daher konnte er jetzt, kurz nachdem er in der anderen Welt war, zumindest durchaus erkennen, dass es ihn noch gab, dass er noch existierte.

Dennoch dauerte es Tage, bis er sich hier einigermaßen zurecht fand. Es traten jetzt immer mehr andere Verstorbene und auch Engelwesen an ihn heran. Einige der verstorbenen Menschen erkannte er, die meisten nicht.

Einer von ihnen fragte Herrn Heinzmann: »Hallo! Wer bist denn du?« »Was hast du im Leben gemacht? Was für ein Mensch warst du?«, wollte ein anderer wissen. Herr Heinzmann wusste nicht so recht, was er antworten sollte, zumal es ihm unangenehm war, zugeben zu müssen, was für ein schlechter Mensch er gewesen war.

Dann kam ihm eine Idee. Er hatte mitbekommen, dass sein Leichnam seinem Wunsch entsprechend eingäschert wurde und dass die Trauerfeier mit anschließender Urnenbeisetzung in zwei Tagen stattfinden sollte. Da er recht häufig in der Kirche war, wusste er, dass der Pfarrer immer eine Trauerrede hält, in der er über das Leben des Verstorbenen, seine Leistungen, seine Verdienste, usw. spricht.

So sagte er denn: »In zwei Tagen findet auf der Erde die Trauerfeier für mich statt. Da wird der Pfarrer in seiner Trauerrede alles über mich berichten, was wissenswert ist. Hört euch diese Rede an. Dann könnt ihr Antworten auf eure Fragen finden. Dann werdet ihr auch erfahren, dass ich alles andere als ein guter Kerl war, leider!«

Die anderen Verstorbenen fanden diesen Vorschlag gut, und ...

Die Fortsetzung dieser sowie die folgende Geschichte sind in der Leseprobe nicht enthalten.

Die etwas enttäuschten Engel

Vor unerdenklich langer Zeit, als die Erde noch nicht bewohnt war, herrschte im Himmel eine größtmögliche Harmonie.

Die noch ganz junge Menschheit sowie alle Engelen lebten hier in Frieden, Eintracht und größtem Glück bei Gott.

Die Engel, die schon deutlich größere Fähigkeiten und eine viel höhere Weisheit als die Menschen besaßen, arbeiteten freudig an der Ausarbeitung der Pläne, die der göttliche Vater ersonnen hatte. Sie gingen ganz auf in ihrem Dienst. Es wäre ihnen gar nicht möglich gewesen, jemals gegen die göttlichen Absichten zu handeln.

Die Menschen jedoch waren noch wie unmündige Kinder, die nichts zu den göttlichen Plänen und Zielen beizutragen vermochten. Sie bewunderten die Engel, die schon so viel wirken konnten.

Eines Tages sagte einer der Menschen: »Was nutzen uns dieses schöne Leben und die ganze göttliche Liebe, wenn wir immer nur den Engeln bei ihrem Schaffen zusehen können, ohne selbst etwas machen zu dürfen! Ich will auch wie ein Engel sein!«

Die anderen stimmten ihm zu.

Da sprach Gott: »Meine geliebten Menschen! Ihr müsst euch erst die Anwartschaft erwerben, um ein Leben führen zu können, das dem der Engel gleicht.

Das könnt ihr aber hier in der Himmelswelt nicht erreichen.«

Sogleich schickte Gott die Menschen auf die Erde.

Dort mussten sie erst lernen, weitgehend allein zurechtzukommen. Allerdings wurden sie anfangs dabei noch sehr von Gott und den Engeln unterstützt.

Nun trat etwas in die Erfahrungswelt der Menschen, das keinem Himmelswesen bekannt ist: Hunger, Durst, Krankheit, Leid und Tod. Ein Engel muss so etwas niemals durchleben.

Wenn ein Mensch gestorben war, kam er wieder für einige Zeit in die Himmelswelt. Hier konnte er sich ein wenig von seinem Erdenleben erholen und unter Anleitung der Engel Pläne für sein nächstes Leben schmieden.

Dann wurde er wieder auf die Erde geschickt.

Als die Menschen erst ein paar Mal auf der Erde gelebt hatten, waren sie sich noch der göttlichen Führung bewusst. Sie konnten die Engelwesen wahrnehmen und sich von ihnen jederzeit Rat holen.

Aber je häufiger sie auf der Erde waren, desto mehr vergaßen sie ihre himmlische Heimat und die Engel. Viele behaupteten sogar, dass es weder Gott, noch Engel noch überhaupt eine andere Welt als die Erdenwelt gäbe.

Die Menschen irrten mehr und mehr von dem eigentlichen Ziel ihrer Erdenlaufbahn, sich zu engelartigen

Wesen zu entwickeln, ab. Sie wurden immer egoistischer, sie stritten sich und bekriegten sich ganz fürchterlich. Das Leid vieler Menschen wurde immer größer.

Doch nach vielen, vielen Jahrtausenden bahnte sich die Wende an. Gott schickte einige Menschen – oder vielleicht waren es ja auch Engel in Menschengestalt – auf die Erde, die die übrigen wieder von ihm, von den Engeln und vom Himmel lehrten. Das bewegte eine ganze Reihe von Menschen zur Umkehr.

Sie begannen zu begreifen, warum sie vor Urzeiten erstmals auf die Erde geschickt worden waren und setzten alles daran, ihr Leben jetzt so einzurichten, dass sie das göttliche Ziel erreichen könnten.

Eines Tages wird es dann soweit sein: Ein großer Teil der Menschheit wird ...

Die Fortsetzung dieser sowie die folgende Geschichte sind in der Leseprobe nicht enthalten.

Der Lehrer und der Bergmann

Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wurden die weit- aus meisten Häuser und Wohnungen in den Städten noch mit Kohleöfen geheizt. Wenn der Winter nahte, bestellten sich die Menschen viele Säcke Kohle, die sie in ihren Kellern lagerten. An Wintertagen holten sie dann in Teuten oder Eimern so viel in ihre Wohn- stuben, wie sie an diesem Tag brauchten.

Die Kohle wurde tief unter der Erde in Bergwerken abgebaut. Die Arbeiter, die dieser unglaublich harten Arbeit Tag für Tag nachgingen, waren die Bergleute oder Bergmänner. Diese genossen in manchen Krei- sen keinen allzu guten Ruf. Es ist schwer zu beur- teilen, was der Grund dafür gewesen sein mag. Mög- licherweise lag es daran, dass man diesen Beruf ohne besondere Ausbildung ausüben konnte und dass viele Bergmänner ein wenig ungebildet waren oder zumin- dest als ungebildet galten.

Die meisten Bergwerke, die auch Zechen genannt wurden, gab es im Ruhrgebiet. In keiner anderen Re- gion wurde mehr Kohle abgebaut.

In einer Stadt des Ruhrgebiets lebte in einer Berg- arbeiter-siedlung die Familie Zabel. Herr Zabel arbei- tete seit Jahren im Bergwerk. Schon sein Vater war als Bergmann tätig. Herr und Frau Zabel hatten den großen Wunsch, dass ihr Sohn Hans-Peter später mal einen weniger gefährlichen und kräftezehrenden Be- ruf ergreifen sollte. Da ihr Sohn recht begabt war,

schickten sie ihn mit zehn Jahren auf das örtliche Gymnasium.

In einer der ersten Unterrichtsstunden rief der Klassenlehrer alle Schüler in alphabetischer Reihenfolge auf und forderte sie auf, den Beruf ihres Vaters zu nennen, den er dann ins Klassenbuch neben den Namen und Adressen der Schüler notierte. Der Lehrer hörte vorwiegend Berufe wie Staatsanwalt, Arzt, Fabrikbesitzer, Offizier, Kaufmann, Künstler und dergleichen. Als Hans-Peter ziemlich zum Schluss an der Reihe war, sagte er mit gewissem Stolz: »Mein Vater übt einen der schwersten und wichtigsten Berufe aus; er ist Bergmann.« Viele seiner Klassenkameraden schauten ihn mit einem ganz merkwürdigen, fast mitleidigem Blick an. Der Lehrer zog die Augenbrauen hoch und sagte nur fast unhörbar: »Aha, Bergmann!« Hans-Peter verstand diese etwas seltsamen Reaktionen nicht.

Doch in den nächsten Monaten wurde ihm langsam so einiges klar. Er erkannte, dass einige Schüler, deren Väter besonders hochrangige Berufe hatten, bei manchen Lehrern ganz offensichtlich einen Bonus genossen. So wurden sie nicht so hart getadelt oder gar bestraft, wenn sie etwas ausgefressen hatten. Auch bekamen sie meistens für ihre Leistungen viel zu gute Zensuren. Als ein Mitschüler einmal im Biologieunterricht abgefragt wurde, wurde schnell deutlich, dass er nicht viel gelernt und somit nicht viele richtige Antworten geben konnte. Darauf sagte der Lehrer, ein gewisser Herr Brüsehauer: »Eigentlich müsste

ich dir jetzt eine sehr schlechte Note geben. Aber das kann ich ja deinem Vater, dem Herrn Oberstaatsanwalt, nicht antun!«

Dieser Herr Brüsehaber war ein Lehrer, der sehr auf die gesellschaftliche Stellung der Eltern seiner Schüler bedacht war. Auch wenn er sich manchmal regelrecht beherrschen musste, hätte er einem Schüler, dessen Vater einen hochrangigen Beruf ausübte, niemals die Leviten gelesen. So richtete sich Herr Brüsehabers ganzer Unmut gegen Hans-Peter, dessen Vater ja nur Bergmann war. Wann immer Hans-Peter einmal nicht ganz so gute Leistungen erbrachte, musste er sich Sprüche wie »Mehr kann man von einem Bergmannssohn auch nicht verlangen« oder »Du benimmst dich wie ein Bergmann« anhören.

Als Hans-Peter einmal wieder nicht den Erwartungen seines Lehrers entsprechen konnte, schrie Herr Brüsehaber: »Ein Sohn eines Bergmannes hat auf einem Gymnasium nichts verloren!«

Hans-Peter hatte solche Erlebnisse immer mit sich selbst auszumachen versucht. Diesmal war aber das Maß voll! Er erzählte es daheim seinen Eltern. Seine Mutter weinte; sein Vater sagte nach kurzer Überlegung ganz ruhig: »Mach dir keine Sorgen, mein Sohn! Ich werde mir etwas einfallen lassen.«

Kurze Zeit später stand der Winter vor der Tür. Die Menschen brauchten wieder Kohle. Herr Brüsehaber beauftragte seinen Händler, ihm wie jedes Jahr zwanzig Säcke zu liefern. Doch der Kohlenhändler sagte:

»Für Sie habe ich dieses Jahr keine Kohle!« Herr Brüsehaber verstand nicht und wollte den Grund wissen. Doch er bekam keine Antwort. Dann wandte er sich an den nächsten der vier Händler, die es in der Stadt gab. Aber auch der wollte ihm keine Kohle verkaufen. Von jedem Händler, den Herr Brüsehaber ansprach, bekam er immer die gleiche Antwort: »Für Sie habe ich dieses Jahr keine Kohle!« Einen Grund erfuhr er nie.

Es kamen die ersten kalten Tage. Herr Brüsehaber und seine Frau froren in ihrer Wohnung. In der folgenden Woche kam der erste Frost. Die beiden froren jämmerlich, obwohl sie den ganzen Tag im Haus ihre Wintermäntel trugen oder sich in Woldecken einhüllten. »So kann es nicht weitergehen, wir holen uns ja den Tod! Du musst dir unbedingt etwas einfallen lassen«, herrschte Frau Brüsehaber ihren Mann an.

Herr Brüsehaber hatte eine Idee, die es aber erforderte, über seinen Schatten zu springen. Er dachte: »Hans-Peters Vater ist doch Bergmann. Der kann mir sicher Kohle beschaffen.« So machte er sich auf den Weg in die Bergarbeitersiedlung, wo auch die Familie Zabel wohnte. Es kostete ihn große Überwindung anzuklopfen. Herr Zabel öffnete die Tür. Der Lehrer legte gleich ohne lange Vorrede los: »Mein Name ist Brüsehaber. Ich bin der Biologie-Lehrer Ihres Sohnes. Kein Händler will mir dieses Jahr Kohle verkaufen, obwohl ich den doppelten, ja dreifachen Preis zahlen wollte. Meine Frau und ich frieren ganz entsetzlich. Meine Frau hat sogar schon eine heftige Erkältung. Bitte, lieber Herr Zabel, können Sie mir nicht einen

oder zwei Säcke Kohle geben. Ich zahle auch jeden Preis!«

Herr Zabel hörte geduldig zu und sprach: »So, Sie zahlen also jeden Preis?« »Ja, jeden!«, sagte der Lehrer und zückte schon seine Geldbörse. Herr Zabel, der mit dem Besuch des Lehrers schon gerechnet und alles nötige mit seinen Kumpeln und dem Steiger, seinem Chef, vorbereitet hatte, entgegnete mit ruhiger, sicherer Stimme: ...

Die Fortsetzung dieser sowie die folgenden 2 Geschichten sind in der Leseprobe nicht enthalten.

Wie ein kleiner Engel sich goldene Flügel verdiente

Die Engel sind schon seit Jahrtausenden damit beauftragt, die Menschen auf der Erde zu führen und zu beschützen.

In regelmäßigen Abständen kommen sie seitdem immer am Himmelszelt zusammen, um ihre Erfahrungen auszutauschen und sich wertvolle Anregungen zu holen, wie sie vielleicht etwas noch besser machen können oder wie sie gewisse Probleme, die ihre Schutzbefohlenen haben, lösen können. Diese Zusammenkünfte werden von einem Erzengel geleitet, der die Engel berät und unterstützt.

Die weitaus meisten Engel haben große goldene Flügel, die unglaublich leuchten und strahlen. Einige aber haben nur silberne Flügel, die nicht so schön leuchten. Ein besonders kleiner Engel mit silbernen Flügeln beneidete seine Kollegen schon seit langer Zeit wegen ihrer schönen goldenen Flügel, die er natürlich auch gern gehabt hätte.

Eines Tages nahm der kleine Engel seinen ganzen Mut zusammen und fragte den Erzengel: »Lieber Erzengel, warum haben die meisten meiner Kollegen so schöne goldene Flügel, während ich nur ziemlich kleine silberne habe?« Der Erzengel antwortete: »Mein geliebter Engel, diese Engel haben schon sehr viel für die Menschen getan. Entweder haben sie einen Erdenbürger sein ganzes Leben lang begleitet und beschützt oder sie haben bestimmten Menschen

in einer besonders kritischen Situation geholfen. Daher haben sie sich ihre goldenen Flügel verdient.«

»Ich würde auch sehr gern etwas für einen Menschen tun! Welchem Menschen könnte ich denn helfen? Und was müsste ich tun?«, fragte der kleine Engel. »Nun, du müsstest dir einen Menschen suchen, der in einer äußerst schwierigen Situation ist und vielleicht eine Dummheit vorhat, vor der du ihn bewahren müsstest!«, entgegnete der Erzengel.

Darauf meinte der Engel: »Dazu bin ich selbstverständlich bereit! Aber wie finde ich da unten auf der Erde einen Menschen, der meiner Hilfe dringend bedarf?«

»Dabei werde ich dir helfen. Ich weiß schon einen Menschen, der dich braucht!«, erwiderte der Erzengel, führte den kleinen Engel an die Himmelspforte und schaute mit ihm auf die Erde hinunter. »Siehst du dort unten den Mann, der da im Stadtpark auf einer Bank sitzt?« Der Engel nickte. »Genau um den geht es. Dieser Mensch wird auf der Erde unter dem Namen Walter Schober geführt.«

»Der schaut ja ganz traurig aus! Was hat er für ein Problem?«, wollte der kleine Engel wissen. »Nun, dieser Mann ist so verzweifelt, dass er plant, sich in den nächsten Tagen das Leben zu nehmen«, sprach der Erzengel. »Aber das ist ja ganz furchtbar! Wie kann ich das nur verhindern?«, wollte der Engel mit den silbernen Flügeln wissen. Der Erzengel erwiderte: »Das herauszufinden ist deine Aufgabe! Ganz so einfach ist es nicht, sich goldene Flügel zu verdienen. Du musst einen Weg finden, das zu vereiteln. Wie du

es machst, ist deine Sache. Aber einen Tipp möchte ich dir noch geben: Lese zunächst ausführlich in der großen Himmels-Chronik, um dich über alles zu informieren, was das Leben von Herrn Schober betrifft. Das kann dir gewiss eine Anregung für deine Hilfe geben.«

Auf der Erde saß Herr Schober immer noch tieftraurig auf der Parkbank.

Vor einigen Jahren war seine Frau gestorben. Da er keine Kinder hatte, war er jetzt ganz allein. Dadurch fiel er für viele Monate in eine tiefe Depression. Wegen dieser Krankheit wurde er dann sogar aus dem Schuldienst vorzeitig in Rente geschickt, obwohl er erst Mitte fünfzig war. Das machte dem ehemaligen Lehrer schwer zu schaffen. Er konnte seinem Leben keinen Sinn mehr abgewinnen. Immer wieder dachte er: »Ich will nicht mehr leben. Mein ganzes Leben war ohnehin nichts wert. Heute habe ich nicht einmal mehr eine Arbeit. Ich bin zu nichts nütze. Also, wozu sollte ich noch leben?«

Natürlich können Engel alles wahrnehmen, was Menschen auf der Erde sagen und denken. So bekam auch der kleine Engel mit, was Herr Schober dachte und er wurde ganz betrübt und sagte sich: ...

Die Fortsetzung dieser Geschichte sowie die folgenden 3 Gedichte sind in der Leseprobe nicht enthalten.

Die Reise

Plant der Mensch 'ne ferne Reise,
bereitet er sich gründlich vor.
Auf so manche Art und Weise
lässt er vieles an sein Ohr.
War er noch niemals in dem Land,
stellt er Leuten viele Fragen,
denen das Ziel schon ist bekannt.
Sie haben gar viel zu sagen.
Er kauft Bücher, Landschaftskarten,
surft im Internet, fast jede Nacht.
Schließlich will er ja erst starten,
nachdem er sich hat schlau gemacht.

Ohne diese vielen Pläne,
ohne das in Büchern Wühlen
würd' er sich in fremder Szene
völlig fremd und hilflos fühlen.

Nun gibt es aber eine Reise,
vor der der Mensch nicht fliehen kann.
Der Reiseführer tritt ganz leise
an den Reisegast heran.
Und er reicht ihm seine Hand,
wenn man nun zusammen startet
in das nahe Geisterland,

wo man ihn bereits erwartet.
Dieses Land war nicht zu finden
in Büchern, die er hat besessen.
Und er wollte sich nicht schinden
und hat das fremde Land vergessen.

Ohne jegliches Verstehen
für das Land der großen Geister
hofft er nun alles zu sehen,
was nur möglich ist für Meister.